

ELIANE R. AUS FRANKREICH

**Die Frauen in meinem Dorf mischen sich nicht ein**

Mein Dorf hat ungefähr 200 Einwohner. Früher lebten hier nur Bauern und Handwerker, heute wohnen auch Leute hier, die in der Stadt arbeiten, so wie ich. Wir haben eine Schule mit zwei Klassen und 43 Schülern, in die auch die Kinder der umliegenden Dörfer kommen.

Ich lebe hier seit vierzehn Jahren. Es ist ein großer Unterschied, ob du immer im Dorf gelebt hast oder eine "Fremde" bist, wie ich. Am Anfang war ich besonders verdächtig, zumal ich noch in einem Heim mit drogenabhängigen Jugendlichen arbeitete und weder die Jugendlichen noch wir Betreuer in den umliegenden Dörfern gerade beliebt waren.

Für mich war das eine schmerzliche Erfahrung, denn ich bin Bauerntochter und war damals sehr glücklich, wieder in einem Dorf leben zu können. Ich konnte es erst gar nicht fassen, daß die Bewohner, die doch die gleichen Wurzeln hatten wie ich, mich nicht anerkannten. Zu den Nachbarn fanden wir

rasch guten Kontakt, aber mit den anderen Dorfbewohnern war es ein schwieriger Prozeß des sich Kennen- und Achtenlernens.

Hier im Dorf arbeiten viele Frauen mit ihren Männern in der Landwirtschaft und manchmal leben sie mit den Eltern zusammen. Das ist dann nicht leicht für die Frauen, denn die Alten haben noch große Autorität. Einige Frauen fahren auch nach Toulouse oder in eine Kleinstadt zum arbeiten. Aber sie nehmen nicht am sozialen Leben teil. Sie arbeiten in der Familie und in ihrem Beruf, das ist für sie sehr wichtig, um unabhängiger zu werden. Die arbeiten haben ein Auto und sind mehr als früher in der Familie respektiert. Aber darüber hinaus mischen sie sich nicht ein. Einige wenige, die in der Stadt gelebt haben, sind vielleicht anders. Aber die immer hier gelebt haben und nur die 20 km zu ihrer Arbeit fahren, treffen sich kaum mit den anderen. Die Dorffrauen reden nicht viel.

Als Mütter gelten sie zwar einerseits als die "Expertinnen" in Schul- und Erziehungsfragen, aber noch nie war beispielsweise eine Frau im Vorstand des Elternbeirates. Jetzt haben wir einen Kindergarten eingerichtet für einige der berufstätigen Mütter, aber die Frauen, die immer hier gelebt haben, machen da nicht mit. Sie haben ihre Familie und können nicht teilnehmen an der Organisation der Aktivitäten, an Schulausflügen oder im Festekomitee. Es ist nicht leicht mit den Frauen vom Dorf.

Als wir herkamen hatten wir zwei Kinder und ich war schwanger mit dem dritten. Die Schule half uns sehr, uns ins Dorf zu integrieren. Wir kamen mit den anderen Eltern ins Gespräch, übernahmen Verantwortung im Elternbeirat.

Als "Fremde" im Gemeinderat

Vor neun Jahren wurde ich einige Tage vor den Gemeinderatswahlen gefragt, ob ich nicht kandidieren wolle. Es war das erste Mal, daß sie eine Frau fragten, das war sehr wichtig und so entschloß ich mich dazu, wurde auch gewählt und vor zwei Jahren, nochmals.

Als es um die Wiederwahl ging, habe ich lange überlegt, ob ich ja sagen sollte. Ich habe ja praktisch die ersten sieben Jahre gebraucht, um erst mal zu verstehen, wie alles abläuft. Ich hatte gedacht, das würde ich schneller lernen, weil ich

ja selbst von Bauern abstamme, aber es war eine Illusion. So waren halt die ersten sieben Jahre die Lehrjahre und jetzt hoffe ich, daß ich es in den kommenden besser mache.

Hier herrschten wirklich feudale Zustände. Was der Herr sagte, war Gesetz, manchmal widersprachen einige leise, aber ernsthaft Widerstand setzte ihm niemand entgegen. Und versuch mal solche eingefahrenen Strukturen aufzubrechen!

Mein wichtigstes Anliegen war, daß die Bewohner darüber informiert würden, was im Gemeinderat verhandelt wird, seien es nun politische Entscheidungen, Finanzfragen oder sonst etwas. Nun gibt es bei uns ein Gesetz, daß es in jedem Ort ein Anschlagbrett für alle wichtigen Informationen der Gemeinde geben sollte. In unserem Dorf gab es nie so etwas. Gleich zu Beginn forderte ich also, daß eine Tafel aufgestellt werde. Nach zwei Jahren hatte ich es geschafft. Der erste Aushang war ein Fahndungsplakat der Polizei nach Mitgliedern der "Direkten Aktion"! Meine ganzen Anstrengungen also dafür? Inzwischen erscheinen auch andere Informationen.

Einmal gab es ein Problem in der Schule und ich sagte, es wäre doch sehr interessant, die Kinder in den Gemeinderat zu holen, damit sie ihre Vorstellungen unterbreiten könnten. Die anderen schauten mich an als wäre ich eine sympathische Irre. Natürlich wurden die Kinder nicht eingeladen. Diese Woche gab es eine Sitzung, weil sich die Kinder so in der Schulküche aufführen. Ich machte den Vorschlag gemeinsam mit den Kindern einige Regeln aufzustellen und ihnen auch für einigiges Verantwortung zu übertragen. Und das konnte tatsächlich verwirklicht werden!

Nie darf man theoretisch über etwas reden. Als ich in den Gemeinderat kam, erschien es mir notwendig, Protokolle zu schreiben, das war bis dahin auch nie gemacht worden. Ich betonte die Wichtigkeit und alle stimmten mir zu. Ja, es sollte eingeführt werden. Ich schrieb also das erste Protokoll und las es in der nächsten Sitzung vor, damit die anderen prüfen könnten, ob alles stimmte. Sie hörten es sich an, aber es erschien es ihnen ausgesprochen merkwürdig. Später sagte ich, daß nicht nur ich schreiben sollte, aber dann wurde mir klar, daß die Mehrzahl der Leute nie einen Stift zur Hand nimmt und daß es für sie unmöglich war, ein Protokollheft zu führen. Jetzt schreib ich halt so für mich mit, als Erinnerungssstütze, aber es gibt keine offiziellen Protokolle. Als ich merkte, was dahinter stand, habe ich nicht mehr so

laut geschrien, natürlich konnte niemand formulieren, warum sie es nicht machten.

Über Ökologie zu reden ist fast unmöglich. Immerhin sind wir schon zwei, die manchmal so etwas ansprechen, keine großen Dinge, einfach, daß es schade sei, alle Bäume im Dorf abzuschlagen, weil ein Gemeinderatmitglied alles asphaltiert und ordentlich haben möchte und die Bäume dabei stören. Aber selbst mit so etwas ist es sehr schwer durchzudringen.

Ich mußte sehr lachen über den "Baum der Freiheit", der nun zur 200 - Jahr - Feier der Französischen Revolution in allen Orten gepflanzt wurde. Hier machten es der Lehrer, die Schüler und der Bürgermeister. Niemand sonst wußte von der Aktion, ich auch nicht. Sie machten es, als wäre es etwas privates.

Demokratie ist noch ein Fremdwort hier und es gibt auch keine Solidarität unter den einzelnen, z.B. wenn ein Familienvater arbeitslos ist, könnte man ja den Kindern das Essen in der Schulküche gratis geben, aber das ist nicht möglich, es interessiert die anderen einfach nicht, wie es dieser Familie geht. Aber immerhin arbeiten wir jetzt in Kommissionen und geben Informationen an Interessierte weiter.

Europa und wir

Manches fällt mir schon schwer nachzuvollziehen. Einmal ging es im Gemeinderat um die Kinder, die von den anderen, drei bis vier Kilometer entfernt liegenden Dörfern hierher in die Schule kommen. Es gab Leute im Dorf, die sich sehr aufregten, daß von unserem Geld die Kinder mit dem Bus geholt würden, wo sie doch "Fremde" seien. Überall wird von Europa gesprochen und für unser Dorf hier sind schon die Kinder aus dem Nachbarort Fremde!

Die Bäuerinnen denken an an die Weizenpreise und Milchsubventionen, wenn sie Europa hören. Manche Frauen, die schon mal außerhalb des Dorfes gelebt haben, denken vielleicht an Reisen. Aber mehr verbinden sie nicht damit. Sie haben kaum Erfahrungen vom Zusammentreffen mit Leuten, die nicht so sind wie sie. Alles Fremde macht ihnen große Angst. Dabei hat die Bevölkerung nie so etwas erlitten wie Wohnungsnot oder Probleme, wie sie manchmal in der Stadt auftreten. Es gibt sehr wenige Menschen aus Afrika in dieser

Gegend. Eine Familie aus Nordafrika lebt seit vielen Jahren in der Nähe. Es war für sie sehr schwer, auch für die Kinder. Jetzt studieren sie und dadurch ist das Ansehen der Familie gestiegen. Ist es nicht traurig, daß erst so etwas nötig ist, um anerkannt zu werden? Was bleibt, ist immer die Angst vor dem Fremden. Von den 100 Wahlberechtigten im Dorf haben 25, die "Nationale Front" gewählt. Und daß, obwohl sie praktisch keine fremden Leute kennen.

Uns vertrauen sie jetzt langsam. Meine Kinder werden natürlich sehr beäugt. Und meine Glaubwürdigkeit hängt wohl davon ab, wie sie sich aufführen. Im Moment sind sie zufrieden mit ihnen, meine Kinder grüßen, sind nicht wie die "Wilden", nehmen am Dorffest teil. Aber wenn sie mal über die Stränge schlügen, weiß ich nicht was passieren würde. Jetzt haben die Dorfjugendlichen ein leerstehendes Haus "besetzt" und richten es sich als Treffpunkt ein. Mein Sohn ist führend an dieser Aktion beteiligt. Der Gemeinderat ist gar nicht begeistert, mal sehen, was daraus noch wird.

Ich möchte das Alltägliche mit dem Femen verbinden

Für mich ist es natürlich auch nicht leicht mit all den Aktivitäten. Jetzt sind meine Kinder ja schon etwas größer. Sie verlassen morgens um sieben Uhr das Haus und kommen abends um sechs Uhr aus der Schule zurück. Nur Mittwochs nachmittags und Samstags haben sie frei, und da versuche ich mir für sie Zeit zu nehmen.

Nachmittags kann ich also gut aus dem Haus gehen. Hier im Dorf ist ja alles nah beieinander. Ich arbeite in einer Gruppe der gewaltfreien Aktion und der Solidarität mit Lateinamerika, die Treffen finden in Tououse statt. Wir versuchen immer in der Familie übereinzukommen, sprechen über alles und wenn die Kinder meinen, daß wir uns nicht genügend um sie kümmern, dann versuchen wir das zu regeln. Ich möchte genügend Zeit für sie haben, nicht daß sie sagen, in all diesen Sachen engagiert ihr euch und für uns habt ihr keine Zeit. Früher dachte ich, ich könnte mehr machen, aber jetzt versuche ich einige wichtige Dinge auszuwählen und auch etwas Zeit für die Familie zu haben.

Manchmal frage ich mich schon, warum ich das eigentlich auf mich nehme, daß es vielleicht besser wäre Kräfte für andere Dinge zu sparen, aber andererseits will ich an dem Leben hier bewußt teilhaben. Ich habe immer gedacht, daß

es nicht möglich ist in der Solidarität mit Lateinamerika oder anderen Regionen in der Welt zu arbeiten, wenn ich mich nicht auch da, wo ich lebe, verantwortlich fühle. Für mich ist es sehr wichtig, das Alltägliche mit dem Fernen, das Partikuläre mit dem Universellen zu verbinden, und du kannst ja auch immer die Vergleiche ziehen zwischen dem, was im Dorf passiert und wie die internationalen Beziehungen verlaufen.

Ich versuche auch immer wieder die Methoden der gewaltfreien Bewegung einzubringen, natürlich nicht, indem ich darüber rede, sondern versuche bei Konflikten Lösungen zu finden.

Die Strukturen im Gemeinderat verändern sich schon durch uns Frauen. Wir schreiben nicht, wir hauen nicht mit der Faust auf den Tisch. Die Form zu sprechen und auch die Dinge, die gesagt werden, sind andere. Ich habe immer darauf bestanden, daß in einer Gemeinderatssitzung keine privaten Tratschgeschichten erzählt werden. Ein bißchen werden ihre Spielregeln von uns Frauen durchbrochen. Was mir fehlt ist, mich mit anderen Frauen auszutauschen, denn was passieren kann ist, daß wir plötzlich auch anfangen uns so zu verhalten wie die Männer, bloß um akzeptiert zu werden.

ANNA W. AUS DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Kindheit und Krieg

Ich bin 1920 in einem kleinen Dorf in der Fränkischen Schweiz geboren. Wir waren fünf Kinder. Ich war die jüngste. Zwei waren Nonnen, die waren im Kloster, eine Schwester hat in ein anderes Dorf geheiratet und ich hab dableiben müssen.

Wir hatten 15 Tagwerk, etwas Getreide und Kartoffeln und einige Kren (Meerrettich), Futterrüben, immer soviel, daß es gelangt hat. Früher ist es uns nicht so gut gegangen wie heut, da ist das Geld knapp gewesen. Da hat man mit weniger zufrieden sein müssen.

Solange ich Kind war, hatten wir bloß drei Kühe, dann später hatten wir fünf, wie es aufwärts gegangen ist. Schweine hatten wir auch zwei oder drei. Nebeneinnahmen hat man

wenig gehabt, damals konnten wir nicht soviel Kren rausmachen. Es hat zum Leben gelangt, mehr hat man nicht gehabt. Kleider hatten wir eins für den Alltag und eins für den Sonntag, da hat's nicht viel zum Wechseln geben.

Die Schule war im Nachbardorf. Im Winter, wenn es zuviel Schnee gab, konnten wir nicht gehen, damals hat man noch nicht so schön die Bahnen gemacht. Hier gab's eine Familie mit 12 Kindern, die hatten keine Schuhe und sind barfuß gegangen. Unterwegs haben sie immer einen Fuß in die Kniekehlen nei und haben ihre Fuß wieder gewärmt. Die sind schon schlecht dagestanden. Heute sind sie aber alle miteinander fein heraus. Die ganzen 12.

Wie dann der Krieg kommen ist, ist mein Bruder acht Jahre fortgewesen. Da war alles an mir hängt. Ich war mit meinen Eltern allein, da mußte ich halt ackern und alles selber machen, das ist manchmal auch schwer gewesen. Ab und zu hat man bei anderen Bauern mitgeholfen, damit man wieder ein paar Pfennig kriegt. Behandelt ist man gut worden, hat sein Essen gehabt, aber finanziell war es nicht stark, da hat man nicht viel gezahlt.

Vor dem Krieg gab's noch die Rockerstuben für die jungen Leute, unterm Krieg gab's nichts und danach bin ich nicht mehr gegangen, da sind schon wieder die jüngeren hin. Im Krieg gab's keine Zusammenkunft und nichts. Ist halt kein Leben mehr gewesen.

Das waren schon schlimme Zeiten damals. Im Dorf hat man nicht so viel gemerkt vom Krieg, nur die Buben sind halt fort. Die Partei hat's in den größeren Ortschaften gegeben, bei uns da nicht.

Am Schluß haben sie vom Nachbarort Bomben rauf geschmissen, unheimlich, da sind die Amis einige Tage festgessen und haben raufgefeuert. Was hat man machen wollen? Da hat man nicht ausreißern können. Im Dorf waren keine Häuser zerstört. Im Nachbarort zwei, da war eine Frau im Keller, ihr Mann war gefallen. Nach dem Angriff waren ihre zwei Töchter tot neben ihr gelegen. In dem anderen Haus ist auch nochmal ein Mann tot gewesen. Aus unserem Dorf sind sieben nicht mehr zurückgekommen.

Vor zwei Jahren haben wir eine kleinere Wiese rungeackert und da lagen noch zwei Bomben, eine war noch geladen und

mußte entschärft werden. Haben wir ein Glück gehabt! In einem anderen Dorf ist ein Bauer beim Pflügen umgekommen, weil der den Zündkopf der Bombe erwischt hatte. Sowas soll nicht mehr kommen.

Meine Schwägerin ist die Chefin

Meine Schwägerin ist Flüchtling, da kann ich mich noch gut erinnern, wie sie gekommen sind. Das war am 19. März. Da bin ich mit zwei Nachbarinnen auf den weißen Berg zur Gärtnerei, nach Salatpflanzen. Und wie wir zurückkamen, sagten sie, jetzt sind Flüchtlinge kommen, und da war sie dabei.

Sie war bei dem großen Bauern unten einquartiert und hat die Mahd mitmachen müssen. Sie mußten ihr Quartier räumen, da sind die Amis reingezogen. Die Leute mußten schauen, wo sie unterkamen, und ihre Eltern sind zu uns kommen. Da hat man noch nicht daran gedacht, daß sie hierin kommt. Und wie's halt so geht, ist sie die Chefin worden, sie war jünger als ich. Man muß sich halt da mit allem ein bißchen wenden.

Einmal, Sonntag in der Früh, bin ich von der Kirche raus und auf den Friedhof gängen. Eine Nachbarin ist mit raus und hat gefragt, "wer kocht denn bei Euch?" "Wer halt Zeit hat," sagte ich. "Oh weih", hat's gesagt, "tut des ein gut, wenn zwei Weiber beinander sind?" Da hab ich gesagt: "Wenn jede net meint, sie muß das letzte Wort haben, dann tut's a gut, und wenn das nicht ist, dann tut's halt kein gut". Fünf Kinder hat meine Schwägerin gehabt, vier Buben und ein Madle, die hab ich mit aufgezogen.

Heut ist der Hof dem Jungen übergeben, da reden wir nichts rein, wir machen schon die Arbeit, aber reinreden tun wir nichts. Mit der Arbeit ist es doch leichter geworden, wir haben mehr Maschinen als damals.

Im Sommer stehen wir um halb sechs auf, aber im Winter ist es schon auch mal sieben. Dann müssen zuerst die Kühe und Schweine gefüttert werden. Danach wird Kaffee getrunken und dann gehts raus, dann geht man auf's Rüben- oder Kartoffelhacken. Um 12 wird Mittag gemacht, um halb zwei geht's wieder raus bis fünf und dann wird wieder das Vieh gefüttert.

Heuer hab ich ja mit dem Hacken nichts gemacht, da haben

sie mich geschont, weil ich den Schlaganfall hatte, da hab ich das Essen gekocht. Im Winter, da ist's schon gemütllicher, da strickt man a weng, die Männer machen Holz.

Die Kren machen viel Arbeit

Kren haben wir, den verkaufen wir an die Fabrik. Das war heuer auch so ein Kapitel, es hat solange nicht geregnet, und dann der Platzregen, das ist nicht das richtige gewesen. Die Leut haben einfach nicht die Zentner zusammengebracht wie die anderen Jahre.

Die Kren machen viel Arbeit! Im Herbst werden die Wurzeln, die wieder rausmüssen, eingeschlagen. Die kommen dann in Furchen bis zum Frühjahr, bis der Boden wieder aufgetaut ist. Dann müssen's raus und geschnitten werden, so auf 30 cm Länge. Sie werden päckchenweise, manchmal 50, manchmal 100 Stück mit der Schnur zusammengebunden und wieder in den Boden eingeschlagen. Wenn die Keime dann die richtige Größe haben, kommen sie raus ins Feld.

Die Felder müssen jedes Jahr gewechselt werden. Vier, fünf Jahre muß man warten, bis man wieder Kren anbaut. Wenn man längere Jahre immer aufs Eck hin kommt, wird er schwarz und einen schwarzen kaufen's nicht.

Im Acker werden mit einem extra Gerät Furchen gezogen. Nun wird der Kren reingelegt, der richtige Abstand eingehalten, zugrämt und gehengelassen, bis er raustreibt. Wenn er die Höhe hat, muß jede Stange raus, abgeputzt werden bis auf den schönsten Trieb. Der wird dann wieder reingerichtet und muß dann wieder einige Wochen ruhen, bis das Unkraut wächst. Wenn er dann grasig ist, muß er gehackt werden, manchmal auch zweimal, bis man ihn wieder so weit hat. Im August muß er nochmal raus, weil dann zuviel Triebe an der Stange rauswachsen, wenn die nicht wegkommen, saugt des an der Stange und dann wird die nichts. Dann muß er wieder rein und hat dann erst seine Ruhe bis Oktober, manchmal November, wie halt die Witterung ist.

Dann kommt er raus, das Kraut wird schon auf dem Acker abgedreht. Heute hat man einen extra Pflug, der die Stange mitsamt der Wurzel rausdreht. Früher gab's ein Messer mit einem krummen Haken, da hat man so außen rum fahren müssen. Das war natürlich eine Plage, der Pflug, der zieht die ganze Ware raus.

Dann kommt der Kren heim in die Garage. Acht Tage sitzen wir drüber, bis alles ganz sauber abgeputzt ist. Die Wurzeln müssen wieder weg für's nächste Jahr. Wenn er abgeputzt ist, muß er in Paletten rein. Da hat man einen extra Vertrag, die Händler nehmen nur von denen, die einen Vertrag gemacht haben.

Am Kren hängt man fast das ganze Jahr dran. Acht Tage dauert es mindestens, bis man ihn vom Acker hat. Heuer haben sie 130 Mark für den Zentner bezahlt. Wir hatten 40 Zentner.

Mir gehört nichts

Der Junge ist Maurer und geht auf Arbeit, so geht's ja nicht mehr, die Leut bringen ja das Geld nicht her. Das bringt ja alles kein Geld! Getreide kost nicht viel, das meiste bleibt daheim, das wird verschrotet für die Schweine. Praktisch rentiert sich eine kleine Landwirtschaft heut nicht mehr. Einmal im Jahr schlachten wir. Federvieh haben wir auch nicht mehr, des lohnt sich auch nicht. Die Milch geben wir weg, aber das ist auch was mit der Milch. Die kleineren Betriebe wollen die überhaupt wegtun. Also unser Dorf hat noch Kannen. Wir sind die einzigen, die noch Kannen haben. Jetzt wollen's haben, daß sich die Leute einen Wagen kaufen und eine extra Kühlung einrichten, und des geht in die tausende, was des kost, wie lang muß man da abliefern, bis sich das wieder rentiert. Das geht doch nicht! Das tun dann viele das Vieh weg.

Mein Vater ist jetzt 30 Jahre tot, meine Mutter 28 Jahre. Ich habe sie bis zum Schluß versorgt. Mein Bruder hat dann den Hof geerbt. Mir gehört nichts. Mir hat immer nichts gehört, heute auch nicht. Es heißt immer, wenn ein Junge da ist, dann gehört's dem, da steht man da schon a weng zurück. Die Töchter kriegen eine Aussteuer mit, was man halt so im Haushalt braucht, die Küche, ein Wohnzimmer, Schlafzimmer, die Betten.

Ich bin halt a weng neben raus gerutscht. Wenn man nicht heiratet, kommt man zu kurz. Unterm Krieg wär dreimal die Möglichkeit gewesen zu heiraten, jeder ist dann nicht mehr gekommen und dann ist der Mut schon fortgewesen.

Wir werden unser Leben schon so auch noch rumbringen. Ich kann da wohnen und mein Essen krieg ich auch. Nach dem

Krieg hab ich das Milchhaus versorgt, das ist neugebaut worden und hat 13 Jahre bestanden und solange hab ich es versorgt. Dann haben sie auf einmal gesagt, es ist alles zu klein, haben es geschlossen und über die Straß rüber Kannenlieferung gemacht. Das bissle das man da eingenommen hat, damit hat man das erwerben können, was man gerade gebraucht hat. Nichts Übersüssiges hat man nicht gehabt.

Anderthalb Jahre lang habe ich in einer Fischfabrik gearbeitet. Dann hab ich die Schwierigkeiten mit meiner Brust gekriegt, die haben sie mir 1975 abgenommen, dann war's natürlich aus mit dem Arbeiten.

Ich hatte freiwillig Marken geklebt, und wie ich nicht mehr schaffen konnte, sagten sie, ich soll in Rente gehen. Dann hat mich der in Forchheim aufgeklärt und gesagt, meine Marken langten nicht ganz, ich müßte 2000 Mark draufzahlen, dann krieg ich im ersten Stadium als niedrigstes, 130 Mark Rente und dann erhöht sie sich immer, hat er gesagt. Naja, dann hab ichs halt draufgezahlt. Und wies soweit gewesen ist - wissen's was mir geben haben? 51 Mark! Ich mußte vier Tage nach Nürnberg zur Untersuchung. Der Doktor sagte, "das ist eine Schande, was die Ihnen geben wollen, da können sie sich nicht mal einen Rock drum kaufen." "Da haben's wirklich recht", sagte ich, aber sie haben mir nicht mehr gegeben. Naja, und dann hat es sich immer wieder etwas erhöht und jetzt krieg ich 130 Mark. Was kann man mit 130 Mark anfangen? Da schaff ich halt hier mit, die können mich auch recht notwendig brauchen.

Die Tracht abzulegen, das hat man sich nicht leisten können. Ich hätt aber auch gar nicht dran gedacht, wenn sich jemand umkleidet, da paßt alles nicht. Ich hab mir die Tracht immer selber genäht, aber seit ich dieses Jahr zwei Schlaganfälle hatte, schaff ich es mit den Augen nicht mehr. Zum Geburtstag oder Weihnachten schenken mir die jungen Frauen auch Sachen, die haben mich nicht vergessen.

Abwechslung gibt es heut auch nicht so viel. Im Advent ein Kaffeekränzchen, da geh ich gern hin. Früher, wie man mit dem Rad gefahren oder zu Fuß in die Kirch gegangen ist, da hat man die Leute viel eher getroffen. Heut wird mit dem Auto gefahren und da muß alles miteinander fahren, da heißt's, wir müssen wieder heim und da gibt's keine Zeit zum Unterhalten. Ich war immer die Magd, muß halt immer

die Arbeit machen.

SCHWESTER MARY VON DEN PHILIPPINEN*



Die Schwestern tun etwas für die Leute

Ich bin Direktorin de St. Scholastica College in Manila. In unserer Schule lernen 5000 Schülerinnen, ich war auch einmal eine von ihnen. Zwei Monate nach meinem Schulabschluss bin ich in den Orden eingetreten, das war 1957. Schon damals hatte ich den Wunsch, die Gesellschaft zu ändern. Zu der Zeit gab es noch nicht soviel Sozialarbeit, aber ich sah, daß die Schwestern etwas für die Leute tun. Ich wurde nach Deutschland geschickt, um Theologie bei Rahner in Münster zu studieren, drei Jahre war ich dort, anschließend drei Jahre in Rom. Ich promovierte in Philosophie über linguistische Analyse der Glaubenssätze.

Als ich nach Hause kam, begann ich an der jesuitischen Universität zu unterrichten und arbeitete in einer Gruppe mit, die eine philippinische Theologie entwickeln wollte. Also wir haben sehr viele gescheite Papiere geschrieben, aber

damals gab es schon die Befreiungsbewegung und sie haben uns sehr kritisiert, sagten, das sind ja nur geistige Turnübungen und wir waren ganz verärgert. Aber dann haben wir wirklich nachgedacht, wie wir eine philippinische Theologie entwickeln wollten, wenn wir so weit vom Volk entfernt sind.

Eine Benediktinerin soll nachts nicht aus dem Haus gehen

Und eines Tages hatte ich dann meine Feuertaufe. Das war 1975. Es gab einen Streik in einer Weinfabrik; damals waren Streiks verboten, es bestand Ausnahmerecht. Um 11.30 Uhr abends bekam ich einen Anruf von einer anderen Schwester, die sagte, daß die Arbeiter uns bäten, ihnen zu helfen, da sie sonst alle von den Militärs verschleppt würden. Nun soll ich als Benediktinerin natürlich nachts nicht das Haus verlassen. Meine Oberin schlief schon, also schrieb ich ihr einen lieben Brief: "Liebe Schwester Cathleen, ich gehe zu dem Streik, ich weiß nicht wann ich zurückkommen werde, liebe GrüÙe Mary". Dann habe ich den Zettel in ihr Fach gelegt und bin die Fabrik. Dort habe ich das erste Mal wirklich ganz brutal das Militär kennengelernt, wie sie die Arbeiter geschlagen haben! Die Arbeiter haben eine Kette gebildet, zusammen mit uns Schwestern und dann haben sie angefangen. Bei solchen Aktionen tragen wir immer unser Ordenskleid. Um vier Uhr morgens haben sie dann 600 Arbeiter weggeschleppt. Wir waren vielleicht 20 Nonnen, 15 Seminaristen und fünf Priester, und nach der Aktion dachten wir, daß es vielleicht nicht ausreichte, den Arbeitern erst zu helfen, wenn sie streiken, sondern, daß sie schon vorher Unterstützung bräuchten. Und an diesem Tag haben wir eine Vereinigung "Freunde der Arbeiter" gegründet.

Warum sich Ordensfrauen am Streik beteiligen

Es kam eine große Streikwelle und in drei Monaten erklärten die Arbeiter in 100 Fabriken den Streik. Einmal wurden wir gefragt, warum wir uns daran beteiligten, da wir doch gar keine Arbeiter seien. Ich antwortete, weil ich Christin bin und das bedeutet, daß du an der Seite der Leute bist, die für Gerechtigkeit kämpfen.

Bei einem, anderen Streik wollten wir abends um 22 Uhr nach Hause gehen wegen der Ausgangssperre, aber die Arbeiter baten uns zu bleiben, sonst sei die Frühschicht ohne Schutz. Aber wir hatten keine Erlaubnis und beschlossen zu viert, einfach anzunehmen, daß wir diese Erlaubnis hätten. Und

die Arbeiter sammelten Geld, um uns Schwestern ein Abendessen zu bringen. Das rührte uns sehr, denn sie hatten ja wirklich fast nichts. Zum Schlafen gab es nur einen Raum. Wir mußten alle zusammen schlafen, die Männer, Frauen und Schwestern, mein Gott, wenn uns die Oberin so gesehen hätte!

Vor den schwangeren Frauen stehen die Heiligen

So habe ich angefangen. Und wenn man sich mit den Arbeitern engagiert, dann muß man sich auch mit den Slumbewohnern solidarisieren, das ist klar. Einmal wollten die Militärs Armenviertel abreißen. Was wir gemacht haben? Wir haben herausbekommen, auf welchen Straßen die Bulldozer anrücken und dann haben die Frauen ihre Heiligenstatuen auf die Straße gestellt. Wir sind sehr katholisch, wir haben in jedem Haus einen Heiligen. Wir haben sie alle auf die Straße gestellt, dahinter stellten sich die schwangeren Frauen, dann die Nonnen und die Kinder. So versperrten wir die Straßen. Das war 1979.

Als ich zum Weltrat der Kirchen eingeladen wurde nach Venedig, um eine Rede zu halten über politische, gefangene Frauen, stellte ich das Schicksal zweier Frauen vor, die ich interviewt hatte. Sie waren vergewaltigt und gefoltert worden. Ich dachte, das kann man doch nicht aushalten ohne verrückt zu werden, aber sie sagten, das haben wir in Kauf genommen für unsere Sache und ihre Kameraden nahmen das nicht als Schande, sondern als Ehre. Als ich das auf der Tagung erzählte, haben die Frauen dort über häusliche Gewalt, Inzest und Frauenvergewaltigung gesprochen und das gibt es bei uns genauso. Ich fragte mich, warum wir uns nicht darum kümmern auf den Philippinen. Als ich zurück kam traf ich drei Frauen, die auch so dachten. So gründeten wir die erste feministische Organisation "Filipina", dann machten wir 1984 eine Tagung und daraus ist "Gabriela" hervorgegangen.

Gabriela - gegen die Unterdrückung von Frauen

Das ist mein Übergang zum Feminismus. Zuerst waren wir sehr negativ dazu eingestellt. Wir lasen in den Zeitungen, daß die Feministinnen in Amerika ihre Büstenhalter verbrannt hätten und solche Sachen. Aber ich habe ganz andere Frauen getroffen, auch damals in Venedig. Die Feministinnen dort waren überhaupt nicht hysterisch, das war also nur Negativpropaganda von männlichen Journalisten.

Wir haben nun ganz klar unsere Prinzipien definiert, daß wir nicht gegen die Männer sind, sondern gegen die patriarchalische Gesellschaft und daß wir die Gesellschaft gemeinsam verändern wollen. Aber die Männer sollen zuerst lernen, daß sie nicht einfach die Frauen unterdrücken und daß sie die Nutznießer aus dem System sind. In unser Fraueninstitut kommen auch Männer, wir haben auch Lehrer. Wir starten jetzt einen Versuch mit Frauenstudien für Männer. Wir werden die Männer unserer feministischen Freundinnen als Vermittler einsetzen, denn wenn wir selbst es machen, fühlen sich die Männer vielleicht bedroht. Aber die Ehemänner sind die besten Lehrer, sie haben schon die Konflikte durchgemacht und fühlen sich nun frei. In unseren Frauenvereinen sind immer auch Männer, auch bei den Frauendemonstrationen gibt es immer einen Männerblock.

Gabriela - für einen Wandel der Gesellschaft

Gabriela ist heute eine Organisation mit 45.000 Mitgliedern: Frauen von der Basis, Bäuerinnen, Frauen aus den Armenvierteln, Arbeiterinnen, Nonnen, Sozialarbeiterinnen und Wissenschafterinnen. Der Name kommt von Gabriela, einer Heldin aus dem Befreiungskampf gegen die Spanier im 18. Jahrhundert, die verhaftet und hingerichtet wurde. Ihr Einsatz ist beispielhaft für uns. Wir verstehen unsere Bewegung innerhalb der Bewegung für eine Veränderung unserer Gesellschaft. Es ist keine isolierte Bewegung von Frauen gegen Männer, sondern wirklich Teil einer gesellschaftlichen Transformation. Das ist für uns sehr wichtig. Wir wollen aber nicht warten, bis es in der Gesellschaft zu einem wirklichen Wandel kommt, bevor wir die Frauenfrage stellen. Wir müssen hier und heute anfangen, sonst ist es so wie in Algerien, wo die Frauen zusammen mit den Männern gekämpft haben und auf später vertröstet wurden. Die gesellschaftliche Umwandlung ist notwendige, aber nicht ausreichende Bedingung für die Befreiung der Frauen, und ohne die Befreiung der Frauen kann es keine Freiheit geben.

Um unsere Ziele zu erreichen, setzen wir auf verschiedenen Ebenen mit unserer Arbeit an. Erstens müssen wir uns organisieren. Wir können unsere Lage nicht wirklich ändern, wenn wir uns nicht zusammenschließen. Unser Ziel ist die soziale Emanzipation, nicht nur eine individuelle.

Zweitens gewinnen wir die Frauen für die gemeinsame Arbeit. Weil wir uns innerhalb der gesellschaftlichen Umwandlung

begreifen, behandeln wir nicht nur Frauenthemen wie Prostitution oder Frauenhandel, sondern auch nationale Probleme wie Verschuldung, Preiserhöhungen bei Öl, Reis, Steuererhöhungen. Wir protestieren gegen nordamerikanische Militäranlagen etc.

Unser dritter Ansatzpunkt ist die Erziehung und Ausbildung. Wir denken, daß das sehr wichtig ist, denn auch die Frauen selbst haben Angst vor ihrer Befreiung. Zum Beispiel beim Thema Frauenstudien. Wer war dagegen? Lehrerinnen, Frauen, die große Angst haben, daß wir die Studentinnen zu schlechten Ehefrauen und Müttern erziehen. Aber was ist eine schlechte Hausfrau, was ist eine schlechte Mutter? Ist eine Mutter nicht gut, die ihre Kinder zur Selbständigkeit erzieht, aber nicht immer im Haus sein kann? Alle unsere Organisationen haben ihre Bildungsprogramme und sorgen dafür, daß ihre Mitglieder auch die Angebote wahrnehmen.

Lernen und Handeln gehören zusammen

Die formelle Ausbildung erfolgt in dem Institut für Frauenstudien. Unsere Lehrerinnen sind alle von Gabriela. Wir haben noch keine fertigen Lehrerinnen im Frauenstudium, das ist jetzt der erste Kurs. Aber das ist gut, dann gibt es keine Trennung zwischen Aktion und Akademie.

Die Entwicklung einer feministischen Wissenschaft sehen wir als sehr wichtig an. Zum Beispiel in der Geschichte: Immer sind die Frauen unsichtbar, als ob sie keine Beiträge in der philippinischen Geschichte geleistet hätten. Nun haben wir schon das erste Kapitel eines neuen Geschichtsbuches geschrieben. Auch die Psychologie bearbeiten wir und besonders die Theologie, denn es gibt eine religiöse Wurzel der Frauenunterdrückung und das analysieren wir: Was an der Religion unterdrückt die Frauen und was sehen wir in der Bibel, in der Struktur und den Dogmen der Kirche, in Praxis und Liturgie.

Wir kümmern uns auch um Gesetze. Gabriela hat eine sehr erfolgreiche Kampagne für die Gleichberechtigung in der Verfassung gemacht, die sog. Tapetenkampagne. Wir haben die Frauen gebeten, die Rechte, die sie in der Verfassung wollen, aufzuschreiben, zu malen oder zu sticken, wie sie wollten. Wir baten sie, damit in den Kongreß zu kommen und erwarteten vielleicht 500 Frauen, aber es kamen 2.500. Und statt der erwarteten 10 oder 20 Tapeten, hatten wir

soviele, daß die Schlange einen Kilometer lang wurde. Die Gleichheit der Frau wurde in die Verfassung aufgenommen. Das war ein großer Erfolg. Aber wir wissen, daß das allein natürlich nicht genügt.

Wir arbeiten sehr viel mit kulturellen Methoden. Zum Beispiel in diesem Jahr haben wir zum internationalen Frauentag einen Lastwagen als Bühne benutzt. Fünf Frauen haben gemeinsam ein Bild zu Frauenthemen gemacht und andere haben gesungen, alle Leute sind neugierig auf dem Marktplatz stehen geblieben. Wir kritisieren Pornographie und die Reklame mit nackten Frauen. Deshalb wollen wir eine alternative Kunst und Medien entwickeln.

Der internationale Austausch ist lebensnotwendig

Der letzte Schwerpunkt ist die internationale Solidarität. Deshalb laden wir jedes Jahr Frauen ein zu Konferenzen. 1989 war sie zum Thema "Menschenrechte und Frauen". Die Frauen aus den verschiedenen Ländern wurden in fünf Provinzen geschickt und in jeder Provinz hatten wir ein Frauentribunal, weil die Menschenrechtskommission der Regierung unseren Anklagen nicht nachgeht. Wir haben z.B. die Fälle zweier Frauen, die enthauptet wurden und einer schwangeren Frau, die aufgeschnitten wurde. Das liegt der Regierungskommission schon so lange vor, und es ist nichts passiert. Wir wollten wenigstens, daß das auch ausländische Frauen erfahren.

Die Situation heute ist sehr schwierig. Alles was wir unter Präsident Marcos machten, war selbstverständlich und das wurde sogar gepriesen, weil das gegen eine Diktatur war. Aber wir müssen auch heute noch weitermachen, denn die Strukturen haben sich nicht verändert, nur gelten wir jetzt als Kommunistinnen, das ist der Unterschied. Es ist viel schwerer, heute als Volksorganisation zu arbeiten als damals. Und es gibt sehr viel Gewalt. Cory Aquino hat dreimal den totalen Krieg erklärt und das heißt, man kann alle Mittel anwenden, morden, Bomben, Massaker, alles können sich die Militärs erlauben. Bayan, das größte Netz von Volksorganisationen hat 83 ermordete Führer seit 1986 zu beklagen.

Nach einer Rede habe ich eine Vorladung vor Gericht bekommen, die Anklage lautete auf Anstiftung zum Aufstand. Ich hatte nur gesagt, daß es nicht gerecht sei von der

Regierung, Preiserhöhungen von Öl zu genehmigen, denn da sind die Ölkonzerne auf der einen Seite und auf der anderen Seite ist das ganze Volk. Aber warum muß die Regierung die Interessen von Cartex und Shell verteidigen und nicht die des Volkes? Das habe ich gesagt und das ist Anstiftung zum Aufstand! Das war 1987.

Das Militär lernt laufen

Bei dem letzten internationalen Frauentag waren wir in Malacana. Da gab es diesen Stacheldrahtzaun aus Rollen. Wir haben die Militärs gebeten, ihn zwei Meter zu verrücken, damit wir mit unseren Lastwagen auch Platz hätten. Aber sie wollten nicht. So, sagte ich, wir Frauen werden das machen, eins, zwei, drei, und dann haben wir die Rollen einfach zwei Meter zurückgeschoben.

In den Bergen wollten sie einen Staudamm bauen, alles überschwebmen, dagegen wehren wir Frauen uns. Sie können doch nicht einfach eine 1000 Jahre alte Kultur überschwebmen. Dort oben leben die Bergfrauen, und immer, wenn die Arbeiter kamen und ihre Werkzeuge runterholten, brachten die Frauen sie wieder auf die Lastwagen zurück. Einmal war schon eine Mauer gebaut und über Nacht haben die Frauen alles wieder abgerissen. Ein anderes Mal wollten die Militärs sie erschrecken, und wissen Sie, was die Frauen gemacht haben? Sie haben alle ihre Brüste entblößt. Das hat die Militärs so erschreckt, daß sie wirklich gerannt sind. Sie haben das nicht erwartet, hunderte von Frauen haben einfach - ratsch - ihre Blusen aufgerissen. Das war eine Methode! Die Militärs wollten sie dann verhaften, alle Frauen haben eine Prozession gemacht und sind ins Lager der Militärs gegangen mit ihren Kindern und Tieren, mit allem. Sie haben dort Zelte aufgebaut, gekocht und gegessen und ihre Abfälle einfach dorthin geschmissen. Nach einer Woche haben die Militärs gesagt: "Gehen sie lieber alle, alle in ihre Berge zurück." Der Staudamm ist nie fertig gestellt worden. Das Projekt wurde einfach aufgegeben. Das war ein Erfolg.

Man kann nicht alles so lassen, wie es ist

Wenn wir Schwestern nur im Kloster wohnen, dann haben wir keine Gelegenheit die Wirklichkeit zu sehen oder mit der Armut in Berührung zu kommen. Aber wenn man mit dem Volk arbeitet, dann kann man doch nicht alles so lassen, wie es ist! Meine Novizenmeisterin, eine Deutsche, warf mir

einmal vor, daß ich Unruhe unter den Leuten stifte. Ich habe sie in ein Elendsviertel mitgenommen und wir sahen dort eine Frau auf der Straße mit allen ihren Sachen. Sie mußte ausziehen, weil sie zwei Monate keine Miete mehr bezahlen konnte.

Schwester Asunta war ganz entsetzt und meinte, sie müßte doch ein Haus haben. "Ich fühle mich ganz schlecht, ich als Deutsche habe ein Haus und sie ist Filipina und hat kein Haus." Ich sagte nichts, aber als wir zuhause waren, sagte ich: "Siehst du Asunta, jetzt hast du eine Frau zur Unruhe angestiftet." Und danach hat sie davon nicht mehr gesprochen. Wenn man die ganze Zeit im Kloster ist, sieht man gar nichts. Wir haben einen schönen Garten, eine schöne Kapelle, wir haben Zeit für Meditation, wir haben Essen. Seit 40 Jahren lebte sie dort und wußte nichts von dem Elend.

LUCY P. AUS NICARAGUA



Ich bin Lucy Picado, Nicaraguanerin, 27 Jahre alt. Ich habe einen vierjährigen Sohn, der in einer sehr kritischen Phase des Krieges geboren wurde. Er hat überlebt, aber auch er

hat Kosten zu tragen. Er blieb ohne Vater.

Meine Aufgaben in der Regionalregierung

Juigalpa, wo ich lebe, ist die Hauptstadt der Fünften Region. Sie ist sehr groß, etwa so groß wie El Salvador, aber nur gering besiedelt. Sie hat ungefähr 200.000 Einwohner, Juigalpa mit seinen Vororten 40.000.

Im Verhältnis zum Rest des Landes sind wir eine unterentwickelte Zone. Die Hauptaktivität ist die Viehzucht- und Verarbeitung. Wir haben das einzige Zentrum in der Region, in dem Fleisch für den Export zubereitet wird.

Die wenigen sozialen Errungenschaften konzentrieren sich in Juigalpa. Wir haben sehr wenig gut ausgebildetes Personal aus der Region selbst. Das kommt auch daher, daß es bei uns keine Möglichkeit zu studieren gibt. Das höchste, das wir erreicht haben sind Ausbildungsstätten für Lehrer. Wir haben sieben Grundschulen, drei Gymnasien und sehr viele Schüler.

Im Erziehungssektor sind 95% der Lehrer Frauen. Auch im Gesundheitssektor arbeiten vor allem Frauen. Nur wenige Ärzte arbeiten ausschließlich in der fünften Region. Sie kommen periodisch aus Leon, Manaos oder anderen Regionen.

Ich arbeite in der Regionalregierung und bin verantwortlich für die Beziehungen zu den Partnerstädten und Solidaritätskomitees. Außerdem bin ich für Kriegsbehinderte zuständig. Wir haben einige Kriegsversehrte, die noch arbeiten könnten und wir suchen für sie Möglichkeiten der Fortbildung. Aber wir haben auch Genossen, die total behindert sind, ohne jede Möglichkeit zu arbeiten, die der Hilfe bedürfen.

Jede Stadtverwaltung unterhält ein Haus zur Unterstützung der Kämpfenden. Die wichtigste Aufgabe ist, den Versehrten zu helfen. Und wir als Regionalregierung unterstützen darin die Stadtverwaltungen.

Wir betreuen auch kriegsversehrte Frauen, darunter Mütter. Diesen Frauen gewähren wir eine spezielle Zuwendung, damit sie und ihre Kinder überleben können. Dieses Jahr konnten wir zwei Frauen zur medizinischen Behandlung in die DDR schicken.

Wir Frauen beteiligen uns an der Verteidigung

Die Frauen in Nicaragua beteiligen sich an den verschiedenen Kriegsfrenten. Es gibt Genossinnen im Militär, einige in der Nachrichtenvermittlung, beim Radio, das die Kommunikation zwischen den Truppen aufrechterhält, andere in der politischen Sektion, andere in der Proviantbeschaffung und Essenzubereitung oder als Sanitärerinnen. Und in der Stunde des Angriffs trennen sich die Frauen nicht von den Männern. So werden auch sie verwundet.

Häufig sind Frauen auch allein auf den Feldern, - die Bäuerin, die ihren Mann verloren hat und alleine ihre Kinder aufzieht und ihre Felder bebaut oder die Frau, die auf das Land gegangen ist, um unsere Souveränität zu verteidigen, damit ihre Kinder später in Frieden aufwachsen können. Die Contras nutzen es aus, wenn sie die Frauen allein antreffen und greifen sie an. Manchmal vergewaltigen und verletzen sie sie, zerstören ihr Haus und ihr bißchen Hab und Gut.

Es gibt alle möglichen Formen von Kriegsverletzungen. Fehlende Arme, Beine, Geschosse im Körper. Oder es ist eine Bombe in der Nähe explodiert, die das ganze Nervensystem geschädigt hat. Manche Genossinnen sind durch das Erlebte verrückt geworden.

Ausbildung auch für Frauen

Der größere Teil der Bevölkerung sind Frauen. Seit der Revolution wird den Frauen nicht mehr die Ausbildung verweigert. Vorher gab es getrennte Schulen für Jungen und Mädchen. Die Mehrzahl war den Jungen vorbehalten wegen der Vorstellung, daß der Mann studieren und die Frau das Kochen und Putzen lernen müsse. Aber heute haben wir in jeder Klasse mehr als 50% Mädchen. Heute achten die Eltern in den Städten darauf, daß sowohl Mädchen als auch Jungen in die Schule gehen. Und auf dem Land schicken die Eltern die Mädchen in die Schule und die Jungen helfen in der Landwirtschaft, um die Ausgaben für die Schulbildung des Mädchens aufzubringen.

Die Revolution hat sich überall eingemischt. Immer und in jeden Winkel des Landes gehen auch wir Frauen mit. Die Bauern bewundern uns, die wir eine Zeitlang mit ihnen leben, mit ihnen sprechen und arbeiten. Sie sehen, daß wir bei den Aufgaben der Revolution mithelfen, daß wir aber auch in

der Landwirtschaft arbeiten können, in jeder Situation die sich stellt, um das Überleben zu sichern.

Wir sprechen mit den Frauen, daß ihr Leben nicht nur aus den vier Wänden der Küche besteht, sondern daß es darüberhinaus viel zu tun gibt. Damit haben wir erreicht, daß die Eltern auch ihre Töchter schätzen, und ein Ausdruck davon ist, daß sie ihnen die Möglichkeit zu lernen geben.

Auch revolutionäre Männer sind im Privatleben konservativ

Das heißt natürlich aber auch, daß die Frau doppelte Arbeit leisten muß. Sie muß die Arbeit im Haus machen und Anstrengungen unternehmen, weiterzukommen, um ein anderes Leben führen zu können.

Ich bin auf dem Land geboren. Meine Eltern sind Bauern. Ich war die erste Tochter und als meine Eltern sich trennten, ließen sie mich bei den Großeltern. Sie wollten, daß ich studiere und es kostete sie sehr viele Opfer.

Als die Revolution siegte, hatten wir verschiedene Aufgaben zu erfüllen und nach zwei Jahren kehrte ich in mein Dorf als Lehrerin zurück. Drei Jahre später heiratete ich und stand nun vor einer neuen Situation. Mein Mann war engagiert in der Revolution, aber in unserem Land sind auch die revolutionären Männer noch sehr konservativ. Sie mögen es nicht, wenn die Frauen nach der Hochzeit noch studieren und sich fortbilden wollen. Solange sie ledig sind, ist es akzeptiert, aber dann sollen sie Hausfrauen und später sich aufopfernde Mütter sein.

Als mein Sohn geboren wurde, lebten wir schon in Juigalpa, und ich bekam die Gelegenheit in einer Abendschule Ökonomie zu studieren. Ich arbeitete tagsüber als Lehrerin und abends studierte ich. Mein Sohn war noch sehr klein und so hatte ich einige Kämpfe mit meinem Mann, der wollte, daß ich mit dem Studium aufhöre, bzw. daß ich überhaupt nicht anfangen.

Zuerst sagte er, es ginge nicht wegen des Kindes. Nun, in den Gemeinden gibt es Nachbarschaftshilfe. Die Nachbarinnen, Mütter von Gefallenen, Frauen die Tortillas verkaufen, sind bereit die Kinder zu versorgen, wenn die Mütter arbeiten oder studieren. Natürlich nicht, damit die Mutter Feste feiern kann, sondern wenn es sinnvoll und wichtig ist. Ich lieb

meinen Sohn in der Nachbarschaft und das gefiel meinem Mann nicht. Ich schlug ihm vor, doch früher von der Arbeit kommen, um selbst auf das Kind aufzupassen.

Bei ihm war sicher auch etwas Neid dabei, daß ich weiterstudieren konnte und somit eine bessere Ausbildung hatte als er. Dieser Konflikt ist sehr verbreitet bei Ehepaaren. Der Mann ist besitzergreifend und wenn seine Frau beruflich weiterkommt als er, fühlt er sich erniedrigt.

Was auch sehr schwer zu erreichen ist, daß ein Mann im Haushalt mithilft oder Essen vorbereitet. Vielleicht, wenn er sehr verliebt ist, macht er es für eine sehr kurze Zeit, danach nicht mehr.

Eigentlich müßten die Frauen den Hut aufsetzen

Die Frauen müssen auf ihre Schultern zwei Aufgaben nehmen, um weiterzukommen. Sie tragen als Mütter und Ehefrauen die Verantwortung im Haus und sie strengen sich an, beruflich und persönlich voranzukommen, und damit auch ihren Teil beizutragen zur Entwicklung unseres Landes.

Spätesweise - aber es trifft den Kern - sagen wir oft zu unseren Männern, daß wir den Hut tragen müßten, denn wir arbeiten hart in den Büros oder in jeder anderen Aufgabe, die wir tagsüber erfüllen. Zurück von der Arbeit, machen wir Hausarbeit, kochen, bügeln und putzen wir unter großen physischen Anstrengungen, und dann müssen wir dem Mann noch im Bett antworten. "Und das ist wirklich viel", sagen wir ihnen. Deswegen müßten sie uns eigentlich den Hut geben.

Es gibt einen weit verbreiteten Brauch bei uns, mit dem ich überhaupt nicht einverstanden bin, daß die Frau immer das beste vom Essen, das sie aufreiben kann, dem Mann läßt. Wir sagen den Familien, daß das beste Essen immer den Kindern gegeben werden muß und nicht den Männern. Wir haben in unserem Land einen hohen Grad an Unterernährung und Durchfallerkrankungen und wir Mütter müssen dafür sorgen, daß die Kinder besser ernährt werden.

Die Kosten des Krieges tragen wir Frauen

Etwas mehr als ein Jahr dauerte die Feuerpause, wo wir etwas aufatmen und uns ruhiger fühlten. Wir konnten ausgehen,

in jede beliebige Stadt fahren, sogar aufs Land, zu einer Hacienda, zum Spazierengehen, zum Reiten. Das war so etwas Natürliches, Ruhiges, Freies. Aber nun ist der Krieg wiedereröffnet worden und man fühlt wieder die Spannung im Land. Aber obwohl es sehr schmerzhaft ist zu wissen, daß der Krieg weitergeht, war es notwendig. Nie erfüllten die Kontras die Bedingungen der Feuerpause. Von März 1988 bis Oktober 1989 verloren wir auf diese Weise fast 800 Menschenleben. Und die Menschen, die diese Kämpfe mitbekamen, konnten nicht eingreifen, durften nicht das Gewehr ergreifen, sie verfolgen und auf die Attacke antworten.

Nicaragua hat die größten Anstrengungen unternommen die Übereinkommen zu erfüllen. Das Militär war sehr groß, klar, es ist in erster Linie für die Verteidigung des Landes da. Trotzdem wurde es um 40% reduziert. Das ist doch ein guter Akt der Demonstration zum Frieden beizutragen! So sind wir aufs Neue im Krieg, der so viel Blut kostet und wir versuchen uns so gut wie möglich zu organisieren, um soviel Menschenleben wie möglich zu retten. Man kann ja nicht sagen, daß unsere Bevölkerung militaristisch wäre, aber wir sind auch verpflichtet unser Leben und das Überleben unseres Landes zu verteidigen oder nicht? Deswegen haben wir auch seit der Kampagne von 1984 Waffen, um uns in jedem Moment verteidigen zu können.

Mein Mann starb vor drei Jahren im Krieg. Jede von uns muß ihren Teil tragen, nicht wahr? Es war sehr schmerzhaft für mich, mein Sohn war etwas über ein Jahr alt und die zwei hatten eine sehr schöne Beziehung. Sie mochten sich sehr. Ich versuche, daß mein Sohn, ein lebendiges Andenken an seinen Vater bewahren kann und ich hebe seine herausragenden Eigenschaften hervor, die er als Mensch, als Sandinist und als Revolutionär hatte.

Klar, die Mehrzahl der Toten in meinem Land sind Männer und obwohl viele sehr jung sind, sind viele Väter darunter, denn in Nicaragua heiraten die Menschen sehr früh. Wir Frauen müssen mit dem Schmerz bezahlen, als Mütter oder als Ehefrauen. Der Schmerz des Lebens, des Krieges fällt stärker auf die Frauen, als Mutter, die es immer schmerzt, ein Kind zu verlieren, als Frau, die ihren Mann liebte und oft mit Kindern zurückbleibt, nicht nur mit einem Kind, sondern die Mehrzahl der Frauen hat viele Kinder. In Nicaragua sind die Familien sehr groß. Das ist alles sehr

hart.

So ist die Situation der Frau. Immer muß sie sich den Problemen stellen und vorwärtsschreiten. Wenn wir uns in die Verzweiflung stürzen, zerstören wir nur uns selbst und unsere Kinder, die wir an unserer Seite haben. Deshalb müssen wir für unsere Kinder und den Geist der Revolution vorwärts schreiten und überleben.